

Mein Dank gilt allen Autoren, die sich an diesem Buch beteiligten.

Myrtian, der mich auf die Idee dazu brachte,

Chrysanth, der mir die Zeit ließ, es zu verwirklichen, &

Daniel, der sich gemeinsam mit mir an die Umsetzung machte ...

Inhaltsverzeichnis

Talismanisches Ritual - Miriam Stephanie Reese.....	9
Die weiße Witwe - Tolya Glaukos.....	11
Das Haus am Loch Fyne - Jerk Götterwind.....	18
Der obskure Fall Binockerl - Andreas B. Vornehm.....	30
Gespensergeschichte - Miriam Stephanie Reese.....	43
Die Puppe - Jürgen Seibold.....	54
Das Jürgenson-Experiment - T. A. Wegberg.....	61
Geisterstadt - Abo Alsleben.....	75
Die Geisterhutz - Jana Heidler.....	78
Das Ritual ... höllisch schiefgelaufen - Simon Rhys Beck.....	80
Der mysteriöse Nachbar - Justin C. Skylark.....	86
Tempus fugit - Claudia Feger.....	95
Dein Grab - Justin C. Skylark.....	98
Autorenportraits.....	99

Gespensstergeschichte

Miriam Stephanie Reese

Ich war nicht blauäugig, obwohl ich mir in zweierlei Hinsicht wünschte, ich wäre es gewesen. Die Farbe meiner Augen ist graugrün, was nichts zur Sache tut. Doch ich möchte nicht, dass sich jemand mit der Kleinigkeit aufhält, darüber nachzudenken, wie ich den ersten Satz meinte, und wenn nicht blau, welche Farbe meine Augen dann hatten.

Vielmehr möchte ich, dass alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, dass ich nicht blauäugig im Sinne von naiv war. Leichtgläubig, ja. Aber nicht so, dass ich alles für bare Münze hielt, was man mir verkaufen wollte. Ich ließ mich lediglich gerne von unbedeutenden Betrügereien einlullen. Weshalb ich zwar willig an die Echtheit von Gespenstern, Geistergeschichten, Legenden, Mythen, Fabelwesen und Reliquien glaubte und gleichzeitig jedoch wusste, dass ich mich selbst damit beschwindelte. Oder war dem nicht so?

Was ich nun schreibe, wirft Zweifel an meiner Einstellung und meiner Überzeugung auf. Und ich bitte jeden, sich ein eigenes Bild zu machen und gleichzeitig dieses sich nicht in die Gedanken brennen zu lassen. In der Phantasie kann man sich, in welchen Farben auch immer, alles ausmalen. Je intensiver, desto markanter prägen sie sich in die Wirklichkeit ein. Das möchte ich verhindern. Es reicht aus, dass bei mir die Barriere zwischen der Realität – dem was ist – und einer anderen Welt – dem was nicht sein kann – ins Schwanken geriet.

Nicht ohne Grund entsteht beim Verdrehen der Teile des Wortes Leidenschaft die Warnung: schafft Leiden! Ich wollte es nicht wahrhaben, denn wie erwähnt, ich liebte die kleinen Lügen. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass meine Passion, mein Hobby darin bestand, parapsychologischen Phänomenen und Erscheinungen auf den Grund zu gehen. Ich war so etwas wie ein Geisterjäger – eine Bezeichnung, die ich im Übrigen nicht mochte, weshalb ich die ersten beiden Silben gerne wegließ. Was dann für sich stehenblieb, war der Jäger. Und auch diesen Begriff möchte ich an dieser Stelle korrigieren. Ich selbst sah mich eher als Sammler. Wenn man so will, als einer des Ungewöhnlichen. Mit Übernatürlichem hatte das bisher wenig zu tun gehabt.

Meine Leidenschaft, um sich wieder damit zu befassen, begriff sich also darin, dass ich alles studierte, was mit meinem Lieblingsthema zu tun hatte. Wie Vampire Blut sog ich alles förmlich in mich auf, was

ich dazu in die Finger bekam. Das an sich war jedoch lediglich eine Vorstufe, eine Vorbereitung auf mein eigentliches Interesse – ich reiste zu Orten, denen man nachsagte, es spuke dort.

Das brachte mich weit herum. Die Welt war für mich zu einem gewaltigen Drahtseil geworden. Und dennoch war es jedes Mal ein Akt, denn ich vollführen musste, um auf dem schmalen Grat der Seriosität zu wandeln. Meine Güte, wenn ich daran denke, welcher Scharlatanerie ich begegnete! Trotzdem ließ ich mir gern von den feinstgesponnenen Erzählungen und Überlieferungen einen Schauer über den Rücken laufen und einen Schreck einjagen, bis mir mein Verstand ganz klar suggerierte, welch einem Humbug ich aufgesessen war. Ich hatte mein Vergnügen daran.

Die Ziele meiner Reisen waren zumeist alte Burgen, deren Folterkammern, in denen man angeblich die Leichen der Opfer durch einen Schacht den Hunden zum Fraß vorgeworfen hatte, Schlösser, in denen sich Liebesdramen abgespielt hatten, die damit endeten, dass einer entweder Selbstmord beging oder eingemauert wurde, Friedhöfe, auf denen gefallene Soldaten noch heute kämpften oder den Weg nach Hause suchten, oder Häuser, in denen irgendwer einen Pakt mit Dämonen oder gar dem Teufel selbst eingegangen sein sollte.

Ich könnte zig Anekdoten wiedergeben! Für mich war das ein faszinierendes Spektrum – bis zu einem Tag..

Nichts, wahrlich nichts hatte mich je wirklich beängstigt. Nicht das amerikanische Schlachthaus, das abgerissen wurde und auf dessen Grund heute eine Musikkneipe steht, in der noch die enthaupdete Gestalt einer Schwangeren erscheinen soll, an der zwei ihrer Freunde eine Abtreibung im fünften Monat mit Zahnarztbesteck vornehmen wollten, woran sie leider starb. Damit sie nicht identifiziert werden konnte, was zum Zeitpunkt, als der Mord geschah, gar nicht so einfach war, schnitten sie ihr den Kopf ab, der nie gefunden wurde. Ihrer Verurteilung entgingen die Täter dennoch nicht, was der armen jungen Frau aber auch nicht half, ihre Totenruhe zu finden.

Ich fürchtete mich auch nicht bei einem Spaziergang durch Mary King's Close, einem in Edinburgh/Schottland liegenden unterirdischen Gassenlabyrinth aus dem Mittelalter. Nicht ungewöhnlich für die Zeit und in einem dicht besiedelten Viertel, wie dieses eins war, brach damals, 1645, die Pest dort aus. Es wird gemunkelt, dass die Stadtväter alle Eingänge zumauern ließen, was die Verbreitung der Seuche in ganz Edinburgh verhindern sollte. Es gibt aber auch Gegenstimmen, die behaupten, es wurde lediglich eine

Quarantäne verhängt. Was als erwiesen gilt, ist, dass der Gestank der verwesenden Körper nach dem Abflauen der Epidemie so stark war, dass man zwei Henker mit der Beseitigung beauftragte. Diese führten sie aus, indem sie die Überreste der Toten zerstückelten, auf Karren luden und zu einem Ort brachten, an dem die Zeugnisse menschlichen Elends verbrannt wurden.

Bewegend ist hierbei vielleicht die Geschichte von Annie zu erwähnen, von der ich nicht sagen kann, ob sie wirklich einst dort gelebt hat oder der Phantasie entsprungen ist. Ein asiatisches Medium soll in einem Raum die gepeinigete Seele eines kleinen, frierenden, hungrigen Mädchens aufgespürt haben, dessen lange Haare ihm in ein mit Eiterpusteln übersätes Gesicht hingen und welches beklagte, es habe seine Puppe verloren. Seither legen noch heute viele Besucher Spielzeug in die Ecke des Raums, in dem Annie zum ersten Mal *gesehen* worden sein soll. Makaber ist, dass dieses später örtlichen Krankenhäusern gespendet wird, um Platz für neue Gaben zu machen. Aber das nur nebenbei bemerkt.

Auch eine Nacht in den Ruinen der Beelitzer Heilstätten, einst ein berühmter, heutzutage eher berüchtigter Ort im brandenburgischen Teil von Deutschland, konnte mich nicht schrecken. Dort war eine Klinik für an Tuberkulose – früher auch Schwindsucht genannt – Erkrankte. Ein Trakt des Krankenhauses war die Kinderstation. Dort starben viele, meist weit entfernt von ihren Familien. Eine schreckliche Vorstellung! Doch ich hörte weder ihr Wimmern noch Weinen, was man hier vernehmen können sollte. Ich fror lediglich, führte die Kälte jedoch nicht auf PSI-Erscheinungen zurück, sondern auf den Temperaturabfall um diese Zeit.

Um mich wieder etwas aufzuwärmen, unternahm ich einen Rundgang durch die Korridore, vorbei an Sälen, von denen ich in manchen noch bezeugen konnte, ob es sich mal um eine Küche oder einen Operationsbereich gehandelt hatte oder um eine Halle, in der Krankenbett neben Krankenbett stand, nur getrennt durch einen Paravent, wenn überhaupt. Die Räumlichkeiten waren kahl, fast bar alle dessen, was jemals in ihnen gewesen sein mochte, meistens leer und geplündert, bis auf den Staub vergangener Zeit, gezeichnet vom Vandalismus der heutigen. In einzelnen Zimmern oder Sälen stand noch, was man inzwischen als Sperrmüll bezeichnen konnte – hier ein eisernes Babybettgestell, welches Rost angesetzt hatte, da ein Schreibtisch samt Stuhl aus weiß lackiertem Holz, das aufgequollen war, was die Farbe abblättern ließ, weshalb die Stücke vor sich hin moderten, oder dort eine OP-Beleuchtung, die von der morschen

Decke auf den Boden gekracht war. Das Ganze löste eine irgendwie beklemmende Stimmung aus und hätte mit etwas Geschick zu einer unheimlichen Touristenattraktion der denkmalgeschützten Gebäude gemacht werden können, ähnlich wie die oben schon genannten Orte, durch die Führungen angeboten wurden. Das Areal hier erkundete ich allein. Und um nicht gestört zu werden bei Nacht ...

Die teils mit Spanholzplatten zugenagelten Fenster und Portale, die als Eingänge dienen konnten, waren längst von anderen aufgebrochen worden, weshalb ich mir diese Mühe ersparen konnte. Ich gelangte über einen Keller in das Gebäude, nachdem ich über die improvisierte, aus den Angeln gerissene und am Boden liegende Tür geschritten war, an der noch das Warnschild „Lebensgefahr“ hing. Ich war neugierig und leuchtete mit meiner Taschenlampe jeden Winkel aus, um eventuell doch noch einen Hinweis auf die Bestimmung eines jeweiligen Saales zu erhaschen, dem ich keinen Zweck, zu dem er gedient haben mochte, zuordnen konnte. In manchen fand ich Überreste Schwarzer Messen und Geisterbeschwörungen, die darin abgehalten worden sein mussten; darauf wiesen an die Wände gesprayed Pentagramme, Kreidezeichnungen auf den Böden, abgebrannte Kerzenstummel und leere, umgekippte Rotweinflaschen hin.

Ich kommentierte es mit einem Kopfschütteln. Es bedurfte keiner weiteren Analyse. Dennoch überlegte ich, welches Equipment ich bei mir trug und welches ich mitgenommen hatte. Dabei musste ich mir eingestehen, dass ich wesentlich schlechter als sonst ausgerüstet war, wofür ich mich selbst hätte ohrfeigen können. Das kaum gedacht, verspürte ich einen Hauch in meinem Gesicht. Bestimmt der Wind, der durch die zerbrochenen oder gänzlich fehlenden Fenster zog, sich in den Räumen fing, von den Wänden echote und dadurch sein Pfeifen verstärkte. Ich ging weiter ...

Im Treppenhaus hüllte mich die Dunkelheit fast gänzlich ein. Hier musste die Stelle in etwa sein, von der andere berichtet hatten, es gehe eine weiß gekleidete Frau um. Ich stritt das nicht ab, wunderte mich jedoch, in wie vielen Ländern, an wie vielen Orten dieses Phänomen auftrat. Inzwischen fand ich es klischeebehaftet, denn fast jedes Schloss, welches ich kannte, hatte seine Geschichte zu dieser Figur, die sich alle irgendwie ähnelten. Meistens handelte der Mythos der weißen Frau von enttäuschter, verschmähter oder unerfüllter Liebe, was die Dame in ihr Schicksal trieb. Hier war das jedoch etwas anders – ich hielt nach keinem Burgfräulein Ausschau, sondern nach einer Patientin in einem langen Nachtgewand.

Möglich, ja. Aber ich glaubte nicht an diese Erzählung. Denn das Naheliegende, was sie verwarf, war die Tatsache, dass der Gebäudekomplex strikt nach Geschlechtern getrennt war – der für die Frauen lag westlich der Bahnstrecke, der für die Männer östlich. Und ich befand mich in dem Teil für Kinder.

Was ich erblickte, waren bloß Stufen, ein Geländer, Dreck und Graffitis – sonst nichts. Aber ich konnte im schwachen Schein der Lampe, und ohne Unterstützung des Mondes, auch kaum meine eigene Hand vor Augen sehen. Nicht, weil mir das unheimlich war, sondern zu meiner eigenen Sicherheit, um nicht zu stolpern und möglicherweise unglücklich zu fallen, lief ich, zugegeben etwas eiliger, zurück in den Saal, in dem ich mein Lager aufgeschlagen hatte. Das war übertrieben ausgedrückt, denn eigentlich hatte ich lediglich meinen Rucksack dort zurückgelassen, in dem sich Batterien zum Wechseln für die Taschenlampe befanden, eine Thermoskanne mit überzuckertem, heißem Tee mit Milch, wie ich ihn mochte, allerlei persönlicher Kram, der jedoch nicht mit dieser Sache, sondern mir behaftet war, weshalb eine Auflistung nicht Not tut, und Salz, zum Schutz gegen...

Die Zeit schlich langsam dahin. Alles, was ankroch und mich überfiel, war Langeweile, die alsbald zu Müdigkeit wurde. Ich verstreute das Salz um mich und zeichnete Muster mit dem Finger hinein. Es war selbstredend nicht für diesen Zweck gedacht gewesen, sondern galt allgemein als rein, so dass nichts, was irgendwie belastet war, eine daraus ausgestreute Grenze übertreten konnte.

Erst gegen das Frösteln, dann dem Einnicken entgegenwirkend, nahm ich einen Schluck nach dem anderen aus der Kanne, bis diese leer war. Jeder Gedanke an ein Bett und an Schlaf war daraufhin davon in den Schatten gestellt worden, dass ich dringend zur Toilette musste.

Sicherlich, ich war allein in dem Gebäude – oder nahm das zumindest an. Ich hätte mich einfach in eine Ecke hocken und meine Notdurft dort verrichten können. Doch das verbot mir mein Anstand und der Respekt vor allem, was mehr Elend gesehen hatte als ich. Es mag abstrus anmuten, aber dazu zählten für mich halt auch Mauern und Wände.

Ich stand auf und stellte mir vor, ich begeben mich, wie ein historischer Forscher, auf eine Art Expedition, auf der Suche nach einem verschollenen Ort. Meiner hieß eindeutig Waschsaal. Und ich hoffte inständig, dort noch Toilettenkabinen zu finden oder wenigstens latrinenartige Löcher in den Bodenplatten.

Mein Gepäck ließ ich zurück und machte mich auf den unbestimmten Weg über endlos lang erscheinende Korridore, die ihre einstige Pracht zwar erahnen ließen, von der jedoch leider nichts mehr übrig war als Fliesen an den Wänden einer vergangenen Zeit.

Ich weiß nicht, ob ich mir inständiger wünschte, den Weg hin zu entdecken, oder insgeheim betete, dass ich wieder zurückfinden würde. Meine Orientierung war eine miserable. Doch als wenn ich von irgendetwas geleitet würde, kam ich bei den ehemaligen Baderäumen an, die ich dadurch identifizierte, dass noch eine gusseiserne Wanne mitten im Raum stand.

Wie bereits vermutet, existierten im angrenzenden Raum keine Holtrennwände und auch keine Armaturen mehr. Aber ich war mir sicher, dass das die Toiletten waren. Ein eindeutiger Hinweis darauf waren die Öffnungen im Boden. Ich trat ein. Immer darauf bedacht, nicht aus Versehen einen falschen Schritt zu machen und in einer mit dem Bein zu versinken.

Nennen wir es eine dumme, liebgewonnene Angewohnheit, die mich dazu veranlasste, bis nach hinten durchzugehen, um mich über dem letzten Loch zu erleichtern. Das tat gut und war auch dringend nötig! Trotzdem fühlte ich mich unwohl, beobachtet, was ich darauf schob, dass mir die Situation unangenehm war.

Ein Problem, das sich erübrigt hatte, und ein neues, welches aufgeworfen wurde – meine Taschenlampe begann zu flackern. Keine Angst, aber ein mulmiges Gefühl breitete sich in mir aus. Ich ließ eine Tirade von Flüchen los, von denen ich keinen wiederholen werde, und verdamnte mich selbst ob meines Narrentums, so verrückt gewesen zu sein, meine ohnehin schon spärliche Ausrüstung zurückgelassen zu haben.

Die Lampe quittierte mir immer weiter ihren Dienst, und ich war erpicht darauf, so schnell wie möglich zurück zu meinen Sachen zu kommen.

Da entdeckte ich eine Reflexion in der Ecke beim Aufleuchten ihres schwachen Scheins. Neugierig ging ich dem nach.

Dort lag ein goldfarbener Anhänger in Form eines dicken Engels, der ein Herz trug. Verwundert sah ich mich um. In dem Augenblick ging meine Taschenlampe ganz aus.

Ich schloss meine Hand mit dem Schmuckstück zu einer Faust und mir war es, als legte jemand seine Finger darauf.

Wie konnte das sein? Ich meine, wie war es möglich, dass in diesem verlassenem Klinikum, in dem fast alles fehlte, was nicht verrottet oder was nicht niet- und nagelfest war, wie konnte es da sein, dass

sich dieser Anhänger hier befand? Zig Leute vor mir hätten ihn finden müssen. Oder hatte ihn einer der Besucher, die in gleicher Absicht wie ich hierherkamen, verloren? Dafür schien er mir zu alt zu sein...

Sicherlich, man könnte nun mutmaßen, er sei ein Erbstück, das irgendeinem späteren Gast dieser Stätte abhanden gekommen sei. Doch war das plausibel?

Was für mich dieser Theorie widersprach, war die Optik des Anhängers. Beim besten Willen konnte ich mir keinen erwachsenen Menschen vorstellen, der so ein Jugendstil-Stück trug. In meinen Augen handelte es sich bei dem Engel um Kinderschmuck.

Ich hielt ihn fest in meiner Hand. Mit der anderen schüttelte ich die Taschenlampe, welche daraufhin plötzlich wieder flackerte und letztlich anging. Wahrscheinlich ein Wackelkontakt.

Ich irrte länger über die Flure, immer mit dem Gefühl, jemand folgte mir, was ich auf den Engel schob, der mich begleitete, und auf meine angespannten Nerven. Ich hatte mich verlaufen und war schlussendlich noch nicht einmal böse darüber, dass ich mir auf den Gängen nun nicht mehr so allein in meiner Einsamkeit vorkam. Es dämmerte bereits, als ich zurück zu meinem Rucksack fand, mein Zeug darin verstaute, ihn schnürte, aufsetzte und ging.

Ich hatte meinen Wagen am Bahnhof Beelitz Heilstätten geparkt und war heilfroh, als ich dort wieder ankam. Waren es die Erlebnisse, die mir das Blut in den Adern hatten gefrieren lassen, oder war mir bloß so kalt? Eine Gänsehaut überzog meine Arme, und ich rieb mir die Hände, nachdem ich das Handschuhfach nach einem Lederband durchwühlt hatte und eines zwischen Landkarten fand, auf welches ich nun den Anhänger fädelte und es mir um den Hals knotete.

Ich stellte das Radio an – ein erstes Zeichen von Leben, Zivilisation. Denn auch der Bahnhof mutete wie der einer Geisterstadt an, obwohl ich wusste, dass dieser Ort keine war. Es gab ein geschlossenes, zum Verkauf stehendes Gebäude, davor den Parkplatz, auf dem zwar einige Fahrzeuge standen, von deren Haltern aber keine weitere Spur zu finden war, und dahinter zwei Gleise, auf deren Bahnsteigen ich ebenfalls keinen Menschen erblickte.

Ich rieb mir die Augen. Was hätte ich dafür gegeben, einen Kiosk zu sehen, an dem ich einen Kaffee oder eine Cola bekommen könnte? Manchmal wirkte Koffein Wunder! Doch ich versuchte vergeblich, einen zu entdecken. Und vor mir lag die Strecke zurück nach Berlin ...

Es war keine Müdigkeit, die mir zu schaffen machte, sondern eher Erschöpfung. Selbst wenn ich gewollt hätte, ich hätte nicht schlafen können – ich musste die Erlebnisse verarbeiten und sehnte mich dafür nach Ruhe, welche ich jedoch erst bekommen würde, wenn ich wieder daheim ankäme.

Mein Körper zitterte. Zwar hielt ich Yoga und Meditation immer für eine Art peinlicher Selbstdarstellung für esoterisch angehauchte Freaks, aber in diesem Fall, und blamierte ich mich dabei auch selbst vor den Augen, die gar nicht da, und meinen eigenen, die dafür blind waren, so probierte ich mich doch in der Ausübung einer Entspannungstechnik aus.

Ich musste meine Gedanken weg von dieser Nacht bringen und meine Konzentration irgendwie auf das Fahren lenken. Es gelang mir, und so drehte ich den Zündschlüssel im Schloss um. Weit kam ich jedoch nicht, genau genommen nur einige Meter, bis zum Portal der Heilstätten, welches einst die Zufahrt zur Notaufnahme war. Dort musste ich in einer Bucht am Straßenrand anhalten, denn das anfängliche Kratzen in meinem Hals war zu einem Hustenanfall geworden. Ich sehnte mich noch mehr als eben schon nach einem Getränk und konnte nicht beschwören, worüber ich mich mehr ärgerte, über das, was ich hatte, oder das, was mir gerade fehlte. Es wurde schlimmer! Ich musste aussteigen, frische Luft schnappen. Draußen rang ich nach Atem. Ich fühlte mich wie in den Würgegriff des Anfalls genommen. Mein Mund wurde trockener, meine Kehle schnürte sich mehr und mehr zu, und ich konnte nicht aufhören zu husten. Ich wollte mir an den Hals fassen, griff dabei allerdings den Anhänger. Noch einmal steigerte sich der Reiz – ich spuckte Blut. Und dann war es vorüber...

Die Stätte war mir nun doch unheimlich, was aber wohl eher nicht ihr, sondern meinen angespannten Nerven zugeschrieben werden konnte. Zudem glaubte ich, krank zu werden. Meinen Wunsch, mich auszukurieren, schob ich dennoch etwas auf, um in meinem Kofferraum nach dem vorhin dort vergessenen EMF-Gerät (die Abkürzung für Elektromagnetische Felder) zu suchen. Schlägt dieses aus, so könnte es auf parapsychologische Aktivitäten hindeuten. Ich erlebte jedoch noch nie unerklärliche Phänomene – bisher fand ich immer natürliche Gründe dafür, wenn der Wert doch mal hochging. Trotzdem nahm ich diese Messung vor, nur um mir selbst zu versichern, dass nichts Ungewöhnliches hier war, und bestätigte damit, dass ich einer Reizüberflutung zum Opfer gefallen war. Der Wert schwankte minimal; er stieg immer dann an, wenn ich das Gerät

in Richtung meines Körpers bewegte, worüber ich bei der Überlegung schmunzeln musste und in mich hineinlachte, wie gespenstisch ich wohl nach dieser Nacht auszusehen vermochte.

Ich warf einen Blick in meinen Seitenspiegel und erschrak vor mir selbst – blasse Haut, dunkle Augenringe, eingefallene Wangen. Mein Gesundheitszustand beunruhigte mich daraufhin mehr als die Kulisse der Ruinen, an deren Ausläufern teilweise neue Häuser gebaut worden waren. Wie erwähnt, nicht dass ich furchtsam wäre, aber an so einem Ort hätte ich dennoch nicht wohnen wollen. Mit dieser Erkenntnis war ich noch erleichterter, endlich wieder heimzufahren.

Die nächsten Tage nach meiner Ankunft widmete ich nicht meinem Hobby, sondern mir. Vorerst war ich geheilt davon, Erscheinungen nachzugehen – jedoch nicht vom Husten. Die Anfälle wurden häufiger und heftiger.

Ich ging zu einem Arzt, der mir eine Medizin verschrieb, die jedoch nicht wirkte, obwohl ich den Hustensaft regelmäßig einnahm. Alles, was die Anfälle wenn auch nicht stoppen, so zumindest lindern konnte, war ein Griff zu dem Anhänger, den ich nach wie vor trug. Ich schob das auf einen Placebo-Effekt, doch solange es mir half, war mir das egal.

Nach kurzer Zeit gesellten sich zu dem ersten Symptom weitere hinzu – ich litt unter einem Schwindelgefühl und Fieber, was mich dazu veranlasste, im Bett zu bleiben. Dort schlief ich nicht etwa, sondern döste nur vor mich hin, bis ich meinte, hinkende Schritte gehört zu haben, die mich aufschrecken ließen. Denn außer mir und meinem Hund war niemand sonst in dem Haus. Zudem hätte mein Tier jeden mit einem Bellen angekündigt. Ich lebte in einem alten Gebäude, welches noch vor den Beelitzer Heilstätten errichtet worden war, jedoch derselben Epoche zugeordnet werden konnte. Die Dielen knarzten und knackten öfters, worauf ich nun meine Sinnestäuschung schob, mich zurück in die in meinem Rücken getürmten Kissen legte und die Augen wieder schloss.

Huschte da ein Schatten an mir vorbei? Abrupt öffnete ich sie wieder und sah – nichts ... Wahrscheinlich ein Lichtschein von der Straße, der durch den halb zugezogenen Vorhang fiel und sich an irgendeinem Gegenstand im Zimmer gebrochen hatte, weshalb ich kurzfristig eine Spiegelung wahrgenommen hatte, die in meinem Gesicht reflektierte.

Ich drehte mich, verärgert über mich selbst, zur Seite. Eine unbequeme Position, die meine Wut auf mich noch steigerte. Selber schuld, rechtfertigte ich mich – sich im Dunkeln in feuchten Ruinen

aufzuhalten – Strafe musste wohl sein, und dass ich krank wurde, war meine. Warum war es überhaupt üblich, vermeintlich Parapsychologisches nachts ergründen zu wollen?

Ich sinnierte über Himmel und Erde und das, was es außer dem Universum wohl noch darüber geben mochte – wobei ich keinen Zweifel daran hegte, dass da etwas war, ob man es nun Gott, Schicksal oder anders nennen wollte. Irgendwohin mussten die Seelen der Menschen gehen. Und mein Weg war es, zu recherchieren, welche Antwort es geben könnte, auch wenn ich wusste, dass das eher eine Frage für einen Philosophen, Theologen oder Wissenschaftler als für eine gewöhnliche Person wie mich war. Darüber tat sich beim Nachdenken in meinem Kopf ein großes schwarzes Loch auf, welches jede Idee in sich hineinzusaugen schien und nichts weiter hinterließ als Leere.

Diese füllte sich jedoch bald mit dem Bild eines buckligen Kindes. Ob es sich um einen Jungen oder ein Mädchen handelte, hätte ich nicht sagen können. Es hatte längere, in wirren Wellen fallende Haare. Sein Gesicht glich meinem in den Punkten der Augenfarbe, der dunklen Ringe darum und der blassen, schon bleichen Haut. Das Kind hatte ausgeprägte Wangenknochen, die es pausbackig erscheinen ließen. Darunter jedoch fiel die gerötete Partie etwas ein. Es wirkte ähnlich desolat wie ich und schien sich auch nicht besser zu fühlen, worauf der traurige Blick und der zur Schnute gezogene Mund hindeuteten.

Ich vermochte keine Einschätzung des Alters des Kindes abzugeben. Hätte ich nach seiner Kleidung, einem hellen, mit Spitzen verzierten, langen Hemd, urteilen müssen, wäre ich zu dem Schluss gekommen, dass es über hundert Jahre alt sein müsste. Doch dann hätte ich einen Greis vor mir, kein ... Ich stockte ...

Das Kind setzte sich auf mein Laken, strich über mein Gesicht und nahm daraufhin für einen kurzen Moment meine Hand. Ich vergaß dabei zu atmen. Dann war es verschwunden ...

Schlagartig erinnerte ich mich wieder daran, Luft zu holen. Röchelnd richtete ich mich auf – ein weiterer Hustenanfall, an dem ich dieses Mal zu ersticken drohte. Ich keuchte, musste sogar ohnmächtig geworden sein.

Als ich aus meiner Bewusstlosigkeit – oder war es nur ein Schlaf mit heftigem Traum? – erwachte, war das Lederband gerissen; ich hielt jedoch den Engel fest verschlossen in meiner Faust.

Wie von so vielem war ich nicht von Wunderheilungen überzeugt und nahm daher auch nicht an, dass mir eine widerfahren sei.

Trotzdem möchte ich es als einen Aspekt, und als nichts weiter, vermerken, dass meine Hustenanfälle daraufhin so schnell wieder weg waren, wie sie aufgetreten sind, und auch nicht wiederkehrten. Ich widmete mich etwas später wieder meinen Recherchen und machte dabei einen erstaunlichen, wenn nicht sogar bemerkenswerten Fund:

In einem alten Fotoalbum meiner Urgroßeltern väterlicherseits, welches mir meine Mutter auf meinen Wunsch hin vorbeigebracht hatte, entdeckte ich ein Bild jenes verkrüppelten Kindes. Darunter stand in verblasster, altdeutscher und daher kaum leserlicher Schrift etwas, das eher wie ein Arztbericht denn sonstwas anmutete: „Beelitz, 19... – Tuberkulose – durch Siechtum verformter Rücken ...“ – der Rest war nicht mehr zu entziffern ...

Zu meinem Bedauern, und mehr noch zu meiner Enttäuschung, auch nicht die Zeile, die ich für den Namen hielt. Ich wusste, damit belastet zu sein, dass in der Familie meines Vaters oft Lungenkrankheiten aufgetreten waren, jedoch nichts davon, dass ein Mitglied jemals deshalb, was ich annahm, länger in einem Klinikum war. Und wer machte zu damaliger Zeit schon Aufnahmen von einem flüchtigen, ambulanten Besuch in einem Krankenhaus? Ich entnahm die Fotografie dem Album und studierte sie erst unter einer Lupe, bevor ich mich entschied, sie vergrößern zu lassen. Da war er – der Anhänger! Das Kind trug ihn an einer Kette um den Hals ... Widernatürlich oder übernatürlich? Es gab dafür keine Erklärung! Keine, ob ich an Verständnis gewonnen hatte oder dabei war, meinen Verstand zu verlieren ...